

# August Vilmar.

Von

Professor D. **Friedrich Wiegand.**

---

Wo der Name Vilmar genannt wird, da scheiden sich die Geister. Es gibt im 19. Jahrhundert wenige so heiß umstrittene Theologen wie ihn, und nur eins müssen ihm Freund und Feind lassen, daß er ein geistvoller Kopf von vielseitigen Interessen war und zugleich ein Charakter, der sich auch in den schwersten Krisen treu blieb. Für Hessen aber ist er der Theologe schlechthin, der den Übergang vom Rationalismus zur Bibelgläubigkeit herbeigeführt hat, dabei der treueste Interpret der hessischen Eigenart, der wie kein anderer mit wunderbarem Feingefühl in seines Landes und Volkes innerstes Wesen einzudringen vermochte. Germanist und Kulturhistoriker, Pädagog und Theologe, Kirchenfürst und Politiker in einer Person, und alles nicht bloß dilettantisch oder nebenbei, sondern unter Einsetzung der ganzen Persönlichkeit und mit Leistungen, die in ihrer Originalität zur Stellungnahme herausfordern. Also jedenfalls ein Bild von starker Anziehungskraft, das schon längst einen Darsteller hätte locken müssen.

Es hat denn auch an biographischen Vorversuchen nicht gefehlt. Aber erst das soeben erschienene Lebensbild<sup>1</sup> ist ein Denkmal im größeren Stile. Seinem Verfasser Wilhelm Hopf, Vilmars Neffen, dem Sohne der Schwester, standen außer Vilmars weitverzweigten und z. T. recht entlegenen Drucksachen auch alle handschriftlichen Materialien und vor

---

1) Hopf, Wilhelm, August Vilmar. Ein Lebens- und Zeitbild. 2 Bände. Marburg, Elwert 1913.

allem die Traditionen der Familie und des Freundeskreises zur Verfügung. Er war also in vollem Mafse zu der Aufgabe gerüstet und hat denn auch stofflich ohne Frage abschließende Arbeit getan. Man wird alles Tatsächliche aus Vilmars reichem Leben in dem Buche finden, seine Erlebnisse, seine Freunde und die Entstehung seiner Schriften. Selbst das Kleine und Unbedeutende hat eine liebevolle Verwendung am rechten Platze gefunden. Man fühlt es dem Buche an, dafs ihm der Verfasser ein großes Stück eigenen Lebens und besten Könnens gewidmet hat.

Eine andere Frage freilich ist die, in welchem Mafse die Hopfsche Biographie geeignet ist, auch zu einem leidlich richtigen Urteil über Vilmar zu verhelfen; ob man sich aus ihr ebensogut über den inneren wie über den äufseren Vilmar unterrichten kann.

Ich unterschätze die Gröfse der Aufgabe durchaus nicht. Es ist gewifs nicht leicht, gerade diese komplizierte Persönlichkeit sicher zu treffen und ihren Vorzügen wie auch ihren Schwächen nach allen Seiten hin in einer der Bedeutung des Mannes angemessenen Weise zu entsprechen. Denn ohne dieses Verfahren geht es nun einmal Vilmar gegenüber nicht. Seine Hand war wider alle und aller Hand wider ihn. Und diese alle hatten nicht immer unrecht. Sie verdienen darum, dafs man sie auch befragt, was sie an dem Manne auszusetzen hatten, und dafs man ihren Ausstellungen ein wohlwollendes Gehör schenkt. Denn es ist mancher unter ihnen, dessen Namen Hessen und Deutschland in Kirche und Staat mit Ehren nennen.

Hopf hat gleichwohl von dieser Art der biographischen Darstellung so gut wie ganz abgesehn. Er läfst in der Hauptsache nur Vilmar zu Worte kommen, andere dagegen nur, sofern sie gelegentlich ein für Vilmar günstiges Zeugnis ablegen.

So erschließt er dem Leser freilich eine Fülle von neuem Material. Denn auch dem guten Vilmarkenner sind Vilmars zahlreiche autobiographische Fragmente nicht immer zur Hand, und die Zahl derer, die in Vilmars Briefe an seinen Bruder Wilhelm oder in die ganz besonders reizvollen Briefe

an Sidonie Gieseler je einen Blick getan haben, ist jedenfalls sehr gering. Diese versteckten oder ganz neuen Erinnerungsbücher, die in ihrer Frische und Ursprünglichkeit Vilmars sprudelnden Geist besonders treu widerspiegeln, werden von allen Vilmarfreunden mit Jubel begrüßt werden, wenngleich man über die getroffene Auswahl wohl auch hier und da verschiedener Meinung sein kann. Denn es hat oft den Anschein, als ob Hopf mit einer gewissen Absichtlichkeit Vilmar dort besonders breit zu Worte kommen läßt, wo dessen Sprache seine eigenen Gedanken wiedergibt, wo es sich um die gemeinsamen Gegner, den Liberalismus, Preußen, die Professoren handelt. So ist Vilmars Urteil über die Kurfürstin Auguste (I, 217) boshaft und unwahr, diktiert vom Hasse gegen jedes Zugeständnis an den Liberalismus und von der blinden Voreingenommenheit für den Kurfürsten und seine Unwürdigkeiten. Dafs Hopf gerade eine solche Stelle der Nachwelt überliefert, halte ich nicht für pietätvoll. Und ebensowenig sind zahlreiche andere hämische und verächtliche Charakteristiken, die aus Vilmars Briefen hier zum ersten Male an die Öffentlichkeit treten, dazu angetan, Vilmar neue Freunde zu gewinnen. Sie werden höchstens dem immer mehr zusammenschrumpfenden Kreise seiner engsten Parteigenossen Spafs machen.

Für einen Biographen steht Hopf Vilmar eigentlich zu nahe. Ich meine nicht verwandtschaftlich, sondern was die vollkommene Übereinstimmung in den kirchlichen und politischen Anschauungen mit dem alt gewordenen Vilmar betrifft. Wir sollen aus der Geschichte lernen, vor allem auch aus ihren Entgleisungen. Sich Vilmars Leben vergegenwärtigen, heifst die religiöse und geistige Gröfse des Mannes anerkennen, aber zugleich auch die handgreiflichen Irrwege feststellen, die er gegangen ist und für die er ein lehrhaft abschreckendes Beispiel bildet. Für diese Erkenntnis besitzt Hopf zu wenig Distanz. Er tritt nicht nur für den Charakter und die geistige Erhabenheit Vilmars ein, sondern auch für alles, was Vilmar geschrieben und getan hat; er identifiziert sich geradezu mit ihm; er schreibt Vilmars Biographie gewissermaßen, um Vilmars Politik fortzusetzen.

Der Neffe gleicht darin dem Onkel selbst, der auch Geschichte nicht blofs um ihrer selbst willen schrieb, sondern mit seiner Geschichtschreibung oft einen eminent praktischen Zweck, eine ganz bestimmte Tendenz verband.

Dies gilt ganz besonders von der anderen Hauptquelle Hopfs neben den Briefen, von Vilmars autobiographischen Fragmenten.

Die Selbstbiographie eines temperamentvollen Mannes, der ein Leben des Kampfes und des Wechsels der Anschauungen gelebt hat, ist selten oder niemals zuverlässig. Sein lebhafter Geist wird gern die Ansichten einer späteren Zeit in die früheren Stadien zurückprojizieren. Er wird sogar bewußt und absichtlich immer nur die Meinung von heute kennen und vertreten, nicht aber der Entwicklung Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihn auf den heutigen Standpunkt geführt hat. Dies nötigt auch bei Vilmar zu doppelter und dreifacher Vorsicht. Man darf nicht blofs, wie es bisher so ziemlich alle Vilmarbiographen getan haben, in seinen Worten reden, sondern muß im Hinblick darauf, daß seine leidenschaftliche Schreibweise sehr viel geschichtliche Wahrheit verschüttet hat, weit tiefer schürfen, wenn man den Sachen wirklich auf den Grund kommen will. Ein Mann von diesem ungeheuren Selbstbewußtsein, diesem ehernen Willen stolperte nicht über die Zwirnsfäden geschichtlicher Korrektheit. Er stellte die Tatsachen seines eigenen Lebens nicht so dar, wie sie sich abgespielt hatten, sondern stets so, wie sie sich hätten abspielen sollen, wie sie als Unterlage für eine spätere bessere Stufe seiner Erkenntnis brauchbar waren. Indem er sein Leben so und so oft fragmentarisch schilderte, wollte er sich gerade in seiner gegenwärtigen Überzeugung stärken und zugleich auf andere wirken.

Ein Musterbeispiel ist Vilmars Urteil über den Marburger Theologen Zimmermann. Wohl die bekannteste und zugleich häßlichste Stelle in der „Theologie der Tatsachen“ ist gleich am Anfange die Schilderung dieses seines Lehrers in der Dogmatik, der in den Vorlesungen „vorzugsweise die Abschnitte vom Glauben, von der Rechtfertigung durch den

Glauben, von der Person Christi, von den Sakramenten und von den Gnadengaben des hl. Geistes“ mit den Worten begleitet und geschlossen habe: in futuram oblivionem, meine Herren. Ungezählte haben seitdem die Stelle mit leisem Gruseln Vilmar nachgesprochen, und auch Hopf unterläßt es nicht, sie vollständig wiederzugeben (II, 286). So schrieb der 55jährige, eben selbst Professor gewordene, aber bereits gegen seine ganze Fakultät verärgerte Vilmar über einen früheren Kollegen in derselben Fakultät. Der Satz sollte ihm als Sprungbrett dienen, um gegen heutige Fakultätsmitglieder als vermeintliche Geistesverwandte Zimmermanns desto erfolgreicher vorzugehen. In der Erregung aber hatte Vilmar ganz vergessen, daß er als 40jähriger nach dem Lärm des kurhessischen Symbolstreites und im Zorn über seine liberalen Gegner zwar auch schon seinem Herzen über den verstorbenen Lehrer kräftig Luft gemacht, jenes In futuram oblivionem aber nur von der Ubiquität behauptet hatte, also einer Lehre, die nicht zu den Grundlagen der Kirche gehört, vielmehr um des Unglückes willen, das sie durch Ägidius Hunnius über Hessen gebracht hat, recht wohl verdiente, praktisch vergessen zu werden. Aber auch dieser 40jährige hatte schon aufser acht gelassen, daß der 30jährige, der sich noch nicht völlig vom Rationalismus ab- und einem biblisch-geschichtlichen Christentume zugewandt hatte, als Gymnasiallehrer dem Professor Zimmermann seine Festrede geschickt hatte „als ein vergängliches Zeichen unvergänglicher Verehrung und Liebe des dankbaren Schülers“, einer Dankbarkeit, die schon insofern nicht unangebracht war, als gerade Zimmermann einst den enthusiastischen Burschenschafter Vilmar, dem nach seinem übereilten Hoch auf Karl Ludwig Sand nicht recht geheuer war, mit einem Rüffel und bloßer Strafandrohung hatte laufen lassen (I, 79).

Wo solche Vergeßlichkeiten möglich sind, da bedarf das selbstsicher auftretende Selbstzeugnis Satz für Satz einer sorgfältigen Nachprüfung. Die Retuschen müssen entfernt und die ursprüngliche Farbe der Ereignisse muß wiederhergestellt werden.

Hopf hat dieses Verfahren nicht beobachtet; ja er liebt

es sogar, dort, wo der noch in der Entwicklung stehende Vilmar anders urteilt als er hätte urteilen sollen, ihn zu verbessern und dadurch den Eindruck seiner Worte abzuschwächen. So ist Vilmars erste Meinungsäußerung über Hassenpflug von einer geradezu verblüffenden Sicherheit; aber da sie ablehnend lautet, muß sie „auffallend irrig“ sein und sich nur aus „oberflächlicher“ Bekanntschaft (I, 220) erklären lassen. Und auch, daß der junge Vilmar mit den Besten seiner Zeit für ein freies und einiges Deutschland schwärmte, dabei den patriarchalischen Zopf gründlich satt hatte und von einer Volksvertretung mehr erwartete als sie zu leisten willens war: dies alles braucht man nicht gleich als „liberale und radikale Weltanschauung“ zu brandmarken und als „Entwicklungskrankheit“ (I, 65) lächerlich zu machen.

Vilmars Rationalismus und Liberalismus reichen bis rund 1830. Die letzten Reste von beiden schwanden, als er in Kassel unter den überragenden Einfluß Hassenpflugs geriet. Zwar wurden beide alsbald räumlich wieder getrennt, aber die Nachwirkungen blieben. In Vilmars politischer und kirchlicher Auffassung gewann die Romantik die Oberhand. Was er einst an Hassenpflug auszusetzen gehabt hatte, den rein kontemplativ-historischen Standpunkt und mit ihm den Gegensatz zu der öffentlichen Meinung, dies wurde jetzt langsam seine eigene Art, der er mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Willenskraft und Dialektik Ausdruck gab. Mit dem Jahre 1848 ist dann Vilmar wirklich Vilmar. Aus dem nur gläubigen Manne, dem Autodidakten der persönlichen Erfahrung, ist ein durchaus seine eigenen Wege gehender Kirchenmann geworden, der in der praktischen und theoretischen Herausarbeitung der Lehre von der Kirche und ihrem geistlichen Amte seine und seiner Zeit eigentümliche Aufgabe sieht und sich, um in Hessen ein geeignetes Operationsfeld für das neue Dogma zu gewinnen, den hessischen Bekenntnisstand unter Aufbietung von großem historischem Scharfsinn in einer ihm günstig scheinenden Weise zurechtlegt. Politisch aber haben ihn die persönlichen Erlebnisse des Revolutionsjahres zu einem allen Zugeständnissen ab-

holden Gegner ebensowohl der Liberalen wie der Radikalen gemacht. Ein Neuerer also auf kirchlichem, ein unbedingter Vertreter des Alten auf politischem Gebiete, so tritt Vilmar 1850 unter dem zweiten Ministerium Hassenpflug vor die Öffentlichkeit, eine geschlossene, Autorität heischende Persönlichkeit, die gleichwohl an der Zwiespältigkeit ihres Programms wie an der Undurchführbarkeit beider Hälften scheitern mußte. Und nur wer in der staatlichen und kirchlichen Entwicklung der letzten sechzig Jahre einen vollkommenen Abfall von Gottes Ordnung und Gesetz, eine Vollendung der Revolution und eine Zerstörung der sittlichen Lebensgrundlagen des deutschen Volkes zu finden vermag, dem wird Vilmar als Zeuge der Wahrheit erscheinen, der tauben Ohren predigte.

Hier zieht eben das, was ich eingangs den Mangel an Distanz nannte, seine Kreise. Hier versagt aber auch die Möglichkeit einer fruchtbaren Auseinandersetzung, weil es an Übereinstimmung in den prinzipiellen und methodischen Grundsätzen fehlt.

So gehört nach meinem Dafürhalten viel Mut dazu, die vom gesamten urteilsfähigen Deutschland einmütig verurteilten kurhessischen Vorgänge des Jahres 1850 noch vom ausschließlichen Hassenpflug-Vilmarschen Standpunkte aus zu betrachten, zumal gerade die Vilmarschen Briefe, die Hopf abdruckt, die Verblendung der damals in Kurhessen herrschenden Männer besonders grell beleuchten. Kurhessen hat dem Kurfürsten niemals die Strafexekutionen verzeihen, Preußen ihm niemals Olmütz vergessen können. Was der Kurfürst vorfand, als ihn seine Getreuen von Wilhelmsbad wieder nach Kassel zurückkehren ließen, war ein moralisches Trümmerfeld, auf dem nie mehr eine erfreuliche Saat hervorsprosseln konnte.

Auch nicht durch die heiferregte kirchenregimentliche Tätigkeit Vilmars in den 50er Jahren. Es sollte jetzt Ernst werden mit der kirchlichen Seite der wiederhergestellten Autorität, mit den Kirchenordnungen und dem geistlichen Amte. Die kirchliche Reaktion hat gerade in Hessen ihre trübsten Blüten getrieben. Als echter Romantiker sah Vil-

mar das Veraltete stets im Lichte einer außerordentlichen Frömmigkeit. Vier Jahre lang hat seine große Kraft dazu erhalten müssen, das Unmögliche möglich zu machen. Diese prächtige, weihevollere Persönlichkeit, dieser Kirchenregent von hinreißender Gewalt gefiel sich in altertümlichen Schrullen. Er verlangt vom Pfarrer ein tägliches Gebet für seine Gemeinde vom Altar aus und bei geöffneten Türen des Gotteshauses. Er träumt von der Wiedereinführung eines Brautexamens, als ob die Kasseler Bürger und Beamten Landsknechte des 17. Jahrhunderts wären. Er bedroht die Bordellwirte förmlich und von der Kanzel aus mit der Exkommunikation. Seine überstürzten Hirtenbriefe über alle möglichen Gegenstände setzten sich mit ihren Straf- und Zuchtandrohungen über alle gesellschaftlichen Anschauungen hinweg, wie sie seit den Tagen der Aufklärung Gemeingut von Deutschland geworden waren, und riefen infolgedessen in Hessen einen Fieberzustand hervor, dem erst der Oktober 1855 glücklich ein Ende machte. Hopf gibt von alledem sehr wenig. Er verweist auf Grebe (II, 225, Anm.), den man wirklich heranziehen muß, wenn man sich eine Vorstellung von dem Vilmarschen Regimente machen will. Nur wenn man diese Erlasse kennt, versteht man, daß der Kurfürst nicht anders konnte als, wenn auch vielleicht gegen das formelle Recht der Kirche, Vilmars Bestätigung zum Generalsuperintendenten abzulehnen.

So wurde Vilmar der Märtyrer jener seiner Wiederherstellungsversuche. Der Kurfürst schickte ihn als Professor der Theologie nach Marburg. Er kam der Fakultät, die soeben erst in einem „Amtlichen Gutachten“ seine Anschauungen vom Bekenntnisstande der hessischen Kirche abgelehnt hatte, nicht erwünscht und mußte daher auf einen kühlen Empfang bei der „akademischen Handwerkerzunft“ der „wissenschaftlichen“ Theologen Marburgs, wie sich Hopf (II, 274) ausdrückt, gefaßt sein. Gleichwohl hat der Lehrkörper — was nicht vergessen werden sollte — ihm nicht die geringsten Schwierigkeiten in den Weg gelegt; Vilmar wurde mit dem Dekanat und zwei Festreden zum Geburtstage des Kurfürsten betraut; seine vorläufig noch geringe Zu-

hörerzahl bot den Kollegen durchaus keinen Anlaß zum Neide, wie Hopf (II, 280) uns glauben machen will; und dies alles, obwohl seine Sprache vom ersten Tage an in Wort und Schrift denkbar schroff und beleidigend war. Erst die fatale Flugblattsache hat die Lage verschärft und unleidlich gemacht. Hopf spricht von einer „akademischen Position“ (II, 273), die Vilmar trotz aller ihm von den Kollegen bereiteten Hindernisse und zu ihrem Ärger erobert haben soll, und versteht darunter, daß Vilmar an einer damals sehr kleinen Fakultät es bis zur höchsten Zuhörerziffer, nämlich bis zu 22 bzw. 21 Zuhörern in der praktischen Bibelerklärung und in der Moral gebracht habe. Ohne Frage nahm Vilmar auch als Marburger Dozent eine Ausnahmestellung ein. Er war etwas ganz anderes als die übrigen Dozenten, und seine Partei hielt begeistert zu ihm. Aber eben diese Partei war auch etwas anderes als die Universität. Eine akademische Position hat Vilmar nie eingenommen. Daran hinderte ihn schon seine souverän und geflissentlich zur Schau getragene Verachtung aller wissenschaftlichen Theologie. Wer die Bibel Alten und Neuen Testaments unberührt von den kritischen Errungenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts erklärt; wer Dogmatik und Moral liest, aber zugleich allen spekulativen Fragen der Zeit bewußt den Rücken kehrt, den nimmt, wenigstens nach diesen Seiten hin, die wissenschaftliche Welt nicht ernst. Was Hopf (II, 362 ff.) an Vilmars Marburger Theologie rühmt, macht eben gerade ihre nicht wegzuleugnende Schwäche aus und erklärt zugleich ihren auffallend geringen Einfluß außerhalb Hessens und außerhalb von Vilmars ganz engem Schülerkreise.

Einen besonders unglücklichen Abschnitt des Buches bildet daher auch die Darstellung des Vilmarschen Injurienprozesses. An und für sich ist der ganze Handel ohne geschichtliches Interesse. Ob Vilmar einmal im kirchenpolitischen Übereifer die zarte Linie des juristisch Zulässigen überschritten hat oder nicht; ob der Eimer schon so voll war, daß dieser letzte Tropfen ihn zum Überlaufen bringen und die Fakultät zwingen mußte, durch einen Prozeß auf Vilmars Sturz hinzuwirken: dies sind heute keine welt-

bewegenden Fragen mehr und beeinflussen weder das Charakterbild Vilmars noch seiner Gegner in sonderlicher Weise. Wenn man aber einmal genötigt ist, in einer größeren Biographie auf diese Sachen näher einzugehen, dann muß man sich auch mit der gegnerischen Auffassung auseinandersetzen. Hopfs Darstellung fußt auf zwei Berichten von Vilmars eigener Hand, in denen dieser den Gang der Ereignisse so gibt, wie er in seiner Erinnerung lebte und wie er von ihm bona fide beurteilt wurde. Beide Manuskripte sind also einseitig für Vilmar. Natürlich sind ebenso einseitig gegen Vilmar die Gildemeisterschen Veröffentlichungen, und man wird gut tun, sich auch von ihnen nicht ausschließlich beeinflussen zu lassen. Aber ganz beiseite geschoben dürfen sie deshalb nicht werden, und die Glaubwürdigkeit der Schilderung würde ohne Frage gewonnen haben, wenn Hopf auf diese sehr bekannten gegnerischen Schriften irgendwie eingegangen wäre.

Man wird Vilmar den besten Dienst erweisen, wenn man das Unhaltbare an seinen Theorien und das Unrichtige an den von ihm angewandten Mitteln rückhaltlos zugibt — denn ein Beschönigen ist hier ein für allemal nicht möglich —, dagegen das Berechtigte und Bleibende in diesem reichen Leben gegenüber der ungeheuren Masse von Widersachern kräftig hervorhebt. Braucht sich doch Vilmar seiner Fehler nicht einmal besonders zu schämen. Denn sie kehren in jener Zeit überall wieder bei den Romantikern, bei den Theologen der Erweckung, bei den Politikern in Staat und Kirche; nur daß sie bei Vilmars gewaltigem Temperament besonders offenkundig hervorstechen und peinlicher bei einem Manne berühren, den Deutschland und die evangelische Kirche zu ihren Großen zählen und den sie daher möglichst fleckenlos sehen möchten.